

Eine Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 21

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 21 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 26. Mai 1923

~ Lied des Gärtners. ~

Von Ernst Ojer.

Bin ich nicht einem König gleich
Mit Rittern und Vasallen,
Mit Edelfräulein, hold und reich
Und ihren Pagen allen?

Der Garten ist ein Prunkaal mir,
Mit Teppichen behangen,
Darin der Blumen schönste Zier
Gewirkt mit Pracht und Prangen.

Mein Hoffstaat sind die Bäume all',
Die rauschend sich verneigen.
Der Minnefänger Liederhall
Ertönt aus Busch und Zweigen.

Mein liebster Harfner ist der Wind.
Wie greift er in die Saiten!
Wie klingt bald herb, bald süß und lind
Sein Sang der Jahreszeiten.

Mein Szepter und mein breites Schwert
Sind Schaufel mir und Hacke.
Die Küße sind mein schnellstes Pferd,
Mein Schurz die Reitschabrake.

Wenn dann der heiße Tag erlicht
Und ich die Arme senke,
Dann hat mir köstlich aufgetischt
Mein vielgetreuer Schenke.

Dann tafeln wir. Als einz'ger Gast Es teilt mit mir so Lust wie Last
Sitzt obenan Frau Minne. Mein Weib, die Königinne.

~ Eine Seele. ~

Roman von Ruth Waldstetter.

21

Jetzt trat eine Krankenschwester rasch und leise an den Arzt heran und sagte: „Bitte um Entschuldigung, Herr Doktor! Nummer zwölf hat eine schwere Krise. Die Reaktion ist plötzlich eingetreten.“

„Ich komme,“ sagte Stein. „Er hat seit drei Monaten am Modell zu einem „Tempel der Glückseligen“ gearbeitet,“ setzte er zu Röhr gewandt hinzu. „Ich habe die Depression jeden Tag erwartet.“

„Ah, der amerikanische Milliardärssohn!“

„Ja, schwere Geschichte! Das Jahrhundert rächt sich,“ antwortete Stein, indem er sich wieder dem Kurhaus zuwandte.

Als Röhr nach Hause kam, erzählte ihm Hilde von Charlottens Besuch, und sie entwarfen noch an diesem Abend den bestimmten Plan für die Abreise der Schwester, die nach dem Dafürhalten der beiden so schnell als möglich, in zwei bis drei Wochen erfolgen sollte. Röhr traute sich zu, bei Frau Hoch den letzten Widerstand gegen die Trennung zu brechen, und über Charlotte wollten die Geschwister verfügen, ohne ihren eigenen Willen mehr in Anspruch zu nehmen.

Als Charlotte den Sonnenbühl verlassen hatte, begegnete sie in der Stadt Grete und Gerold, die auf dem andern Bürgersteig schritten. Sie beobachtete die beiden

aus niedergeschlagenen Augen, so daß sie nicht genötigt waren, zu grüßen. Grete sah vor sich hin und ging eilig weiter; Gerold zog tief und förmlich den Hut, obwohl Charlotte nicht aufblickte. Das kleine Vorkommnis beelendete sie schwer. Sie wußte, daß kein äußerer Zwang Gerold vermocht hätte, sich nicht zu ihr zu bekennen. Sie ahnte mit einer plötzlichen schreckhaften Ueberzeugung, daß nur ein tiefer Schmerz, der über das Persönliche hinausging, der vielleicht den Sturz eines Ideals bedeutete, den jungen Menschen veranlassen konnte, sich von ihr fern zu halten. Und der Gedanke, daß er sie in der jünglingshaften Hochspannung seiner Seele mißverstehen mußte und damit ein vielleicht unheilbarer Schaden gestiftet war, steigerte ihr Gefühl in eine Empfindung des allgemein menschlichen Elends und Mißverständnisses, wie es sich in Momenten tiefster Bedrücktheit einstellt. Es tat ihr wahrhaft wohl, als sie zu Hause ein Billett von Lise Kummer vorfand, die sie bat, doch recht bald zu ihrem kranken Bruder kommen zu wollen, da er etwas mit ihr zu besprechen habe.

Charlotte ging schon am nächsten Nachmittag hin. Der Weg durch die unbekanntenen Quartiere, der Aufstieg in dem kahlen, ärmlichen Hause und der Empfang bei dem einfachen Mädchen wirkten auf sie merkwürdig beruhigend. Sie fühlte sich jetzt irgendwie hier zugehörig, während sie sich früher

in dieser Umgebung als fremd und sogar störend empfunden hatte.

Lise kam mit freundlichem, doch bekümmertem Gesicht auf sie zu.

„Wie geht es ihm?“ fragte Charlotte.

„Ach, langsam besser,“ sagte Lise sanft.

„Der ganze Mensch war eben erschöpft; ich habe es lange vorausgesehen. Dann kam die Erkältung und Infektion dazu. Bis einer danach wieder bei Kräften ist! — Doch auch Sie sehen angestrengt aus, Fräulein Hoch! Fehlt Ihnen etwas?“

„Ach, bei mir sind es nur die Nerven,“ antwortete Charlotte leicht hin. „Aber hören Sie, bedrückt es ihn sehr?“

Lise sah ihr bescheiden, doch mit sprechendem Ausdruck in die Augen. Dann sagte sie leise: „Sie wissen ja!“ Sie traten jetzt in ihr Stübchen ein, wo vor dem Fenster Sommerblumen blühten. Das Mädchen ergriff plötzlich fast heftig Charlottens beide Hände und sagte schmerzlich, doch ohne daß sich die sanfte Klarheit ihres Blicks veränderte: „Sagen Sie mir, warum müssen diese Unterschiede da sein, unüberbrückbar?“

Charlotte nickte nur und lächelte trüb.

Lise deutete jetzt mit der Hand auf ihren Arbeitsplatz, dessen Umgebung ganz bedeckt war mit ausgebreiteten und aufgeschichteten duftigen Wäschestücken, an denen Spigen und Stidereien reichlich hervorbauchten.

„Das habe ich für Fräulein Stein zu sticken. Er weiß es nicht. Es kam ja allerdings zur rechten Zeit, alles große, teure Monogramme!“

„Lise!“ hörte man jetzt eine Stimme mit dem Ausdruck der Langeweile aus Bastians Zimmer rufen.

„Wir kommen,“ antwortete die Schwester. Sie warf Charlotte noch einen bedeutungsvollen Blick zu und legte den Finger auf die Lippen, indem sie auf die Wäschestücke wies. —

In Bastians Zimmer war es halbdunkel. Lise führte Charlotte an der Hand bis zu einem Stuhl, der neben einem Schlafdivan stand. Darauf lag Bastian. Er hatte die Augen durch eine schwarze Binde geschützt und hielt sich unbeweglich, da ihm vollständige Ruhe vorgeschrieben war. Daß er die starre Lage auch während des Gesprächs nicht veränderte und gradaus vor sich hinredete wie ein Blindler, machte auf Charlotte anfänglich einen befremdlichen Eindruck. Aber bald merkte sie, daß Bastian weniger scheu und unbeholfen war als gewöhnlich, während er mit seiner Besucherin nur wie mit einem unsichtbaren Wesen sprach; und ihre Unterhaltung war freimütiger und vertrauensvoller als sonst. —

„Hier ist Fräulein Hoch,“ sagte Lise beim Eintreten, „kann sie sich neben dich setzen?“

„Ach bitte ja. Es ist zu gütig, daß Sie gekommen sind. Sie waren verreist inzwischen?“

„Ja, wir waren im Gebirge. Aber Sie, Sie bringen Ihre Sommerfrische im Krankenzimmer zu?“

„Ja, es ist unpraktisch von mir, nicht wahr? Doch das bin ich ja immer gewesen.“

„Sie, der Sie beständig die Angelegenheiten anderer Leute auf sich nehmen und in Ordnung bringen?“

„Ach, das ist etwas anderes. Sinegen, weil wir nun schon dabei sind: ich hätte eine Bitte in einer solchen fremden Angelegenheit an Sie. Aber Sie müssen mir erst versprechen, es offen sagen zu wollen, wenn Sie sie nicht erfüllen können.“

„Ich versprech' es. Doch Sie würden mir einen so großen Gefallen tun, wenn Sie mich in Ihrem Sinne ein wenig nützlich sein ließen!“

„Erinnern Sie sich, wie wir zu Baluzzis gingen? Sie boten nachher meiner Schwester Ihre Hilfe an; das ist mein Anknüpfungspunkt. Ich habe mit Baluzzis noch Kummer gehabt.“ Bastians bewegliche Stimme klang aufrichtig betrübt. Wie endlich die Vormundschaftsbehörde ihren Entschcheid getroffen hatte, und ich nun hoffte, den drei ältesten Geschwistern zu einem einigermaßen geordneten und glücklichen Haushalt und Familienleben zu verhelfen, da fing Camilla an, Ausflüchte zu machen, angeblich ihres Verdienstes wegen; sie wollte allein hausen; aber schließlich kam es heraus, — es ist traurig genug — daß sie ein Kind erwartet.“

„Ach, mein Eindruck von damals, wie sie mit der Harke im Garten stand!“ rief Charlotte überrascht.

„Wie, Sie vermuteten —?“

„Es war nur ein flüchtiger Gedanke, dem ich selber nicht glaubte.“

„Ich weiß nun alles,“ fuhr er mit trüber Stimme fort. „Sie war ja auch so reizvoll und solch ein Naturkind! Und sie konnte mit den Geschenken, die sie bekam, sich und ihr trauriges Heim, aus dem der Vater die letzten Möbel verkauft hat, ein wenig verschönern — ich mache ihr gewiß nicht den leisesten Vorwurf.“

„Und ist eine Heirat unmöglich?“ fragte Charlotte.

In Bastians Miene zeigte sich eine Bewegung, als hätte ihn ihre Frage empfindlich berührt. Er schüttelte den Kopf wie über eine groteske Aeußerung und sagte mit einem matten Lächeln langsam vor sich hin: „Eine Büglerin, die ihre Hände mit Arbeit beschmuckt, um ihre kleinen Geschwister durchzubringen, die ist nicht familienfähig oder sie müßte es schon fixeren Leuten abgeguckt haben, wie man eine Zukunft als Pfand bringt, wenn die Vergangenheit nicht vergoldet ist.“

Charlotte sah die Veränderung in Bastians Gesicht. Seine Worte verbanden sich ihr unwillkürlich mit dem Gedanken an Gretes Heirat, und plötzlich tauchte in ihr die Erinnerung an jenen Augenblick auf, als sie in Camillas Küche Grete Steins Blusen hatte hängen sehen und das junge Mädchen Kummers Fragen nach ihrer Beschäftigung bei Steins auffallend kurz beantwortet hatte.

„Nun, es wird mit Geld alles glänzend in Ordnung gebracht werden,“ fuhr Bastian sich zusammenraffend, aber mit leiser Bitterkeit fort. „Der bewußte Herr hat sie ja nicht von der Straße aufgelesen, sondern sie im Hause seiner eigenen Schwester gesehen. Nein, die Schwierigkeit ist nur eine momentane. Man wacht darüber, daß die Unterstützung der werdenden Mutter allein zugute kommt. Sie ist auf ein halbes Jahr untergebracht worden, aber die kleine Maria steht nun sozusagen auf der Straße. Sie wohnt augenblicklich bei einer armen Frau, wo sie nicht bleiben kann; im Heim für die sittlich Gefährdeten ist kein Platz mehr, und es wäre mir so zuwider, gerade dieses Kind in eine Anstalt zu geben!

Ich suche einen Gönner auf kurze Zeit für sie — oder eine Gönnerin — damit ich sie in einer besseren Familie unterbringen kann.“

„Wie gut von Ihnen, daß Sie an mich denken!“ rief Charlotte aus, „Sie wissen gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin.“ —

Bastian drehte den Kopf ein wenig Charlotte zu, obgleich er sie nicht sehen konnte, aber doch aus Neugier, was ihr Ausruf bedeuten möge. „Zunächst bin ich wohl der Dankschuldige,“ sagte er.

„Ich war überhaupt so froh, zu Ihnen zu kommen. Ich verreise nächstens und fühle mich schon ganz vom Stamme losgerissen und so isoliert und unnützlich. Und nun bieten Sie mir eine kleine Anknüpfung!“

„Sie wollen also wirklich fort? Alles verreisst!“

„Wer denn?“ fragte Charlotte.

„Vor kurzem fuhr ja auch Herr Faber ab, wie ich höre,“ sagte Bastian mit jener resignierten Gleichgültigkeit, mit der Leidende vom Tun der Gesunden sprechen.

Es blieb einen Augenblick still. Dann bemerkte Charlotte leise: „Die Stadt verliert viel an ihm.“

„Vermutlich ja. Ich konnte leider nie persönlich an ihn herankommen; das heißt offengestanden, ich fürchte solche rein intellektuelle Menschen etwas, oder vielmehr ich fürchte, mein eigenes Manko vor ihnen zu entdecken; aber er machte mir immer den Eindruck eines vornehmen Menschen, trotz seiner Paradoxen und seiner Spottsucht. Sie haben gewiß geistig viel an ihm gehabt?“

Er bekam zuerst keine Antwort. Dann begann sie in einer Art, als spräche sie zu sich selbst, indem sie rasch und halblaut die Sätze sagte und dann wieder abbrach: „Ich habe ihn eigentlich nur als Charakter gekannt. Ich habe ihn zu selten gesehen, um über dieses und jenes Thema mit ihm sprechen zu können, und das hätte ich ihm ja auch nicht zumuten dürfen. Aber er hat mich mit einem festen Griff gepackt und aus meiner Versumpfung herausgezogen, ganz selbstlos und sachlich. Dafür bin ich ihm dankbar, mehr, als irgend einem andern Menschen.“

Bastian schwieg, und als sie nach einer Weile aufblühte, sah sie, daß sein Gesicht einen gequälten Ausdruck zeigte.

„Sie haben Schmerzen?“ fragte sie.

„Das hat nichts zu bedeuten,“ antwortete er. „Aber ich muß Ihren Worten nachdenken, von denen mich jedes wie ein Vorwurf trifft.“

„Sie? Aber warum denn?“

„Ich habe,“ antwortete Bastian zögernd und indem seine Gesichtszüge zitterten, „ja auch einen Menschen, eine Frau, herausreißen wollen. Und ich bin Ihnen sogar schuldig, das zu gestehen; denn ich habe es gegen Ihren Rat und so ungeschickt als möglich gemacht.“

„Strengen Sie sich nicht an,“ unterbrach ihn Charlotte sanft. Er fühlte einen Augenblick ihre Hand auf der seinen, und er errötete.

„Ich denke ja doch daran, in meiner langen Finsternis,“ sagte er einfach. Er wandte ihr das Gesicht zu. „Ich bin an jenem Abend, als ich Ihr Billett erhalten hatte, doch zu Stein gegangen. Ich traf die beiden, das Brautpaar, zusammen im Wohnzimmer. Ich hätte am allerwenigsten gerade in jenem Augenblick mit Herrn Stein sprechen sollen.

Aber ich zwängte es durch. Ich bin jedenfalls der denkbar schlechteste Vertreter meiner Sache gewesen; ich war von Anfang an völlig verirrt; und dann hat Herr Stein mir mit einer solchen Kälte geantwortet, mit einer solchen eisigen Kälte, wo es doch um das Glück seiner Tochter ging, daß ich es einfach nicht mehr ausgehalten habe und davongelaufen bin. Ich habe mich wie ein Halbnaur benommen bei dieser allerdringendsten und wichtigsten Sache.“

Charlotte sah, wie Bastian die Fäuste ballte, die mühsig und mager auf der bunten Diwandede lagen. „Und das ist gekommen, weil ich es nicht gemacht habe wie Faber, selbstlos und sachlich.“ Er redete jetzt halblaut vor sich hin, während er gerade auf dem Rücken lag. „Wenn ja der Selbstbetrug nicht wäre,“ sagte er, „dann hätte ich sie vielleicht gerettet. Oder vielmehr, wenn ich von Anfang an —“ er verstummte, und sein Gesicht hatte einen schmerzlich bewegten Ausdruck.

„Wissen Sie,“ sagte Charlotte, „daß ich gestern über mich fast daselbe ausgesprochen habe, was Sie jetzt äußern? Das ist's, was uns peinigt: die gemischten Absichten. Daß wir uns nie sagen dürfen: ich bin unschuldig. Wir können nicht rein trauern und nicht einmal rein zürnen oder gar rein vergeben oder auch nur mit freier Seele spotten. Immer klebt ein Stück Eigennutz daran. Darum ist jede Erfahrung so bitter! Erinnern Sie sich noch, — nun ja, es ist erst ein paar Monate her, — wie ich wissen und erfahren und leben wollte? Und jetzt bin ich schon müde und mutlos nach den paar ersten Schritten. Ich weiß nicht, ob ich nicht zu schwach bin, sogar auch körperlich zu schwach.“

„Das sagen Sie?“ rief Bastian erstaunt. Er streckte ihr seine Hand hin, die sie ergriff, und sagte dringlich und besorgt: „Nein, Sie müssen bleiben, wer Sie sind. Sie werden wieder obenauf kommen, nicht wahr? — Das ist ja auch keine Frage,“ fuhr er sogleich beruhigt fort, „solche Augenblicke der Selbstkritik muß es dann und wann geben.“

Charlotte antwortete nicht; aber sie begann nach einer Weile in verändertem Ton: „Ich hätte Sie so gerne noch etwas gefragt, wenn es nicht zudringlich ist.“

„Ja! Tun Sie es bitte! Ich bin ja sonst solch ein unnützes Ding jetzt!“ sagte er einfach.

„Wenn ich in letzter Zeit so über die Menschen nachdachte und über den Wert ihres Wirkens,“ hub Charlotte an, „so kam es mir manchmal vor, als kennte ich nur Einen, der Lebendiges schaffte, und das wären Sie. Und ich hätte so gerne gewußt, wie Sie dazu gekommen sind.“

„Zu meiner wenigen „sozialen Tätigkeit“, wie man das so nennt, meinen Sie? Ach, das ist eigentlich in zwei Worten gesagt. Wir Geschwister haben eine böse Jugend gehabt. Anfänglich zwar, bis zu meinem elften Jahr, lebten wir glücklich bei unsern Eltern. Dann starben sie kurz nacheinander, und wir wurden alle drei zusammen bei Verwandten erzogen, die selber Kinder hatten, und da kam es so, wie das gewöhnlich geht. Wir drei mußten arbeiten, Prügel einstecken und zufrieden sein. Ich war der Älteste und erinnerte mich sehr lebhaft an die Zeit bei meinen Eltern. Da habe ich mich jahrelang über die irdische Ungerechtigkeit gewundert, und vielleicht deshalb so unermüdetlich, weil ich sie nicht nur an mir, sondern an den kleinen Schwestern erfuhr. Und später fand ich immerfort die kleinen Schwestern wieder und meinen



S. Freudenberger. — Junge Dame lesend. (Klischee aus dem Katalog der Ausstellung Freudenberger-König im Kunstmuseum.)

leidenschaftlichen Kindheitswunsch, daß sie es besser haben sollten. Das ist wirklich alles. Ich glaube, einen „infantilen Komplex“ oder ähnlich würde das Ihr Schwager nennen.“ (Schluß folgt.)

Sigmund Freudenberger und das «Ancien Régime».

Der Berner Künstler Sigmund Freudenberger *) weilte von 1765 bis 1773 in Paris, wo er sein Talent im Umgang mit namhaften Künstlern jener Zeit wie Schmuker, F. G. Wille, Boucher und Greuze zu einer Meisterschaft entwickelte, die ihm bis auf den heutigen Tag einen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte gesichert hat. In diesem achtjährigen Pariser Aufenthalt ging Freudenberger ganz in der französischen Kultur und Kunst auf, die damals die letzten reifen Früchte des Rokoko zeitigten. Der Berner verwich so sehr mit dem Milieu des „Ancien Régime“, daß er seinen Zeitgenossen als berufener Darsteller und Interpret dieser Kulturwelt erschien. Als nämlich der auf manchem Kunstgebiet dilettierende Pariser Bankier Joh. Heinrich Eberts für seinen „Codex der Moden und Sitten“, in dem die damalige vornehme Welt porträtiert werden sollte, einen tüchtigen Zeichner suchte, war es S. Freudenberger, der den Auftrag erhielt. Es entstand als Frucht dieses Auftrages jene Folge von 12 Zeichnungen, das Leben einer jungen, unverheirateten Dame der Pariser vornehmen Gesellschaft darstellend, die von einer Reihe von geschickten Pariser Stechern auf Kupfer übertragen wurde und dann als Stiche erschienen unter dem Titel „Suite d'Estampes pour servir à l'histoire des mœurs et du costume des Français dans le dix-huitième siècle. Année 1774. Paris, J. Barbou, 1774.“ Als Beweis der hohen Wertschätzung, die die Kenner und Liebhaber diesen Arbeiten Freudenbergers entgegenbrachten, mag die Tatsache gelten, daß von den 8 erhaltenen Zeichnungen eine einzige, „Le coucher“, schon 1799 auf einer Auktion den Preis von 8200 Francs erreichte.

*) Seine Lebensgeschichte wurde in der „Bernener Woche“ Jahrgang 1916, S. 472 ff. skizziert.

Aber auch die Stiche sind heute selten. Sie sind in der Schweiz kaum mehr zu finden. Von der gegenwärtig im Berner Kunstmuseum gezeigten vollständigen Folge stammen die zehn Originalstiche aus dem Staatlichen Kupferstichkabinett in Wien, der sog. Albertinasaammlung; die zwei andern Blätter sind moderne Nachbildungen. *)

Die Seltenheit des Wertes rechtfertigt die Neuausgaben, von denen die letzte 1920 im Astanischen Verlag Berlin erschienen ist. Sie umfaßt nicht nur die 12 Freudenberger Stiche der ersten „Suite d'Estampes“, sondern auch die der zweiten und dritten Folge, zu denen der berühmte Pariser Zeichner und Illustrator J. M. Moreau le jeune die Vorlagen geliefert hat; dazu kommen noch zwei Blätter nach Freudenberger am Schluß der Sammlung „La Matinée“ und „La Surprise“, in ganzen also 38 Blätter. Eingeleitet und erläutert ist diese Buchausgabe der „Trois Suites

d'Estampes pour servir à l'histoire des modes et du costume des Français dans le dix-huitième siècle“ von Max von Boehn. Die Reproduktion der Blätter geschah nach den Originalen der Lipperheideschen Kostümbibliothek. Wir legen diese Reproduktionen der nachfolgenden Betrachtung zugrunde.

Der Herausgeber der ersten Veröffentlichung umschrieb in der Vorrede die Aufgabe des Künstlers wie folgt: „Die Veränderungen in den französischen Sitten und Moden sollen in dieser Sammlung angezeigt werden, so daß die Fremden ebenso gut wie die Nachwelt, zuverlässige Nachweise aus ihr schöpfen können. In diesen Stichen werden die Moden unserer Nation ganz genau geschildert werden, sowohl im Ameublement der Räume wie in der Kleidung der Personen. Die Gebräuche und Manieren der Leute von Welt wird man in Haltung und Bewegung jedes Bildes zum Ausdruck bringen.“

Die Pariser Stiche Freudenbergers, die sich mit dem Leben und Treiben galanter Damen und Stutzer — damals sagte man „petit maitre“ — beschäftigen, stehen recht im Gegensatz zu den späteren Szenen- und Kostümbildern, wo der Berner Meister die Sitten und Bräuche der ländlichen Bevölkerung seiner Heimat, wenn auch nicht innerlich wahr, so doch kostümecht und mit glänzendem Realismus des Details, schildert. Wer einen tiefen Blick tun will in die gegenständliche Welt des Rokoko, der greife zu diesem Bilderwerk von Freudenberger und Moreau.

Freudenbergers Aufgabe war, wie gesagt, die, das Leben einer jungen vornehmen Dame zu schildern. Daraus ergab es sich, daß die Blätter der Reihe nach die folgenden Begebenheiten und Situationen darstellen:

1. Das Fräulein ist erwacht; zwei Kammerzofen bemühen sich um sie; die eine zieht die Vorhänge des Betthimmels zurück, die andere stellt ihr kniend die kleinen Pantöffelchen vor das Bett; die Pendule an der Wand zeigt halb zwölf.

2. Das Fräulein sitzt im Bad, d. h. in einem zur Badewanne ausgerüsteten Fauteuil; die Zofe bringt ihr das Früh-

*) Laut Ausstellungskatalog von Dr. C. von Mandach.